

Ursula Wiegele

NUR DIE LAUTE DER VÖGEL

Roman

OTTO MÜLLER VERLAG

Zwei Mal in der Woche wird Matteo hier anlegen, montags und freitags. Immer am späten Nachmittag wird er kommen, mich mit Lebensmitteln versorgen. Wenn ich zwischendurch etwas brauche, soll ich die orange Tischdecke aufhängen, an der Wäscheleine zwischen Bootssteg und Haus. Dieses Signal habe sich bewährt, meinte Matteo, der schon vor meiner Ankunft Lebensmittel herbeigeschafft hatte. Reis, Nudeln, Bohnen und Linsen, Salz, Essig, Olivenöl und Gewürze, Tee und Kaffee. Alles steht nun dicht nebeneinander auf dem Küchenregal. Gemüse, Obst, Joghurt und Käse sind im Kühlschrank.

Im Vorraum hat er eine Kiste Mineralwasser abgestellt und ein paar Flaschen friulanischen Wein.

Matteo hat mir auch das Holz für die Öfen gezeigt.

– Im April können die Nächte noch sehr kühl sein. Weißt du, wie man mit Holz einheizt?

– Ja, das weiß ich von zu Hause, von Marias Kachelöfen.

Matteo hielt inne, als Marias Name zum ersten Mal fiel.

– Wird sie dich hier besuchen?

– Vielleicht später, irgendwann im August.

Die Idee für meinen Rückzug in die Lagune kam von Maria. Anfangs wollte ich nichts davon wissen, aber die Bedingungen waren verlockend: Ich könnte da ohne Mietkosten wohnen, sagte sie, die einzige Gegenleistung wäre es, das Haus und die Katzen zu hüten. Doch erst als mir Maria erzählte, sie hätte vor fünfunddreißig Jahren meiner Mutter versprochen, mit uns beiden im Sommer ans Meer zu fahren, hierher in die Lagune, auf diese Insel, damit Mama endlich wieder den Vögeln nahe sein könnte, da war ich auf einmal bereit.

Die Insel und das Haus gehören einem Bekannten von Maria. Genau genommen gehören sie dem Freund eines guten Bekannten. Maria, die überall Leute kennt, die ihr

gerne einen Gefallen tun, auch hier in Italien. Sänger, Restaurantbesitzer, Bibliothekare, Fischverkäufer und so weiter. Den alten Matteo kennt Maria schon seit gut sechzig Jahren.

Matteo sagte, er hätte mich wiedererkannt, trotz der mittlerweile dunkleren Haare, denn der Lockenkopf wäre noch immer derselbe. Mit seinem Boot habe er uns damals durch die Lagune geführt, Maria und mich. Auch hier seien wir vorübergekommen und sogar kurz an Land gegangen.

Ich versuche mich zu erinnern, stelle mir den alten Fischer als Fünfzigjährigen vor, bemühe mich hinunterzutauchen in meinen Speicher an Bildern, aber da gibt es nirgends einen Matteo. Ich finde auch den Bootssteg nicht und das Haus mit den hellblauen Läden.

Nach meiner Entscheidung hierherzukommen wirkte Maria auf einmal weniger begeistert als davor. Als hätte ihre Idee an Glanz verloren.

Ich begann Listen zu schreiben für Dinge, die ich mitnehmen wollte. Und strich alles, was mir nach längerer Überlegung dann doch als nicht nötig erschien.

Maria wollte mir fürs Handy ein mobiles Sonnenpaneel mitgeben. Das hatte sie extra für mich bestellt.

– Wenigstens für Notrufe, sagte sie.

Ich wollte das Gerät nicht einpacken, es widersprach meinen Plänen: nicht erreichbar sein, niemanden anrufen können. Keine SMS oder sonstige schnelle Nachrichten. Maria las mir das vom Gesicht ab, ich brauchte nichts zu sagen oder begründen. Sie seufzte, verlor aber kein weiteres Wort mehr darüber.

Mitgenommen habe ich zwei andere Dinge, die sie mir nahegelegt hatte: das alte Fernglas meiner Mutter und ein Vogelbestimmungsbuch. Damit sitze ich jetzt auf der Bank an der Nordwestseite der Insel, ich weiß nicht, wie lange

schon – als Matteo wieder in sein Boot gestiegen und weggefahren war, habe ich mich hierherbegeben. Am Gerüst der Laube rund um die Sitzbank wächst ein Weinstock hoch, erste Triebe sind schon zu sehen, Ranken und winzige Blätter. Die vergrauten Holzlatten des Gerüsts und der Bank sind rissig. Die Flechten darauf schimmern gelb und weiß. Es ist gut sitzen hier, die Bank ist bequem. Rechts und links der Laube Tamarisken mit Tausenden Knospen.

Durchs Fernglas habe ich eine Gruppe von Stelzenläufern entdeckt. Ich beobachte, wie sie im seichten Wasser waten. Immer wieder verschwinden ihre Köpfe unter der Oberfläche. Als zwei der Vögel an Land gehen, sehe ich erst die tatsächliche Länge der Beine. Wie Zündhölzer tragen sie die schwarz-weißen Vogelkörper.

Beim Hantieren mit dem Fernglas fehlt mir noch die Routine zum Einstellen der richtigen Schärfe. Im Sitzen kann ich es an meinem hochgezogenen Bein abstützen, auf Dauer würde es mir zu schwer mit nur einer Hand.

Der Landeanflug einer Ente unterbricht die Nahrungssuche der Stelzenläufer, sie stieben auseinander. Die Ente setzt am Wasser auf, legt die Flügel an, ihr Körper kippt vor. Der Kopf verschwindet im Wasser, taucht gleich wieder auf. Rundherum konzentrische Wellen. Jetzt schwimmt die Ente schon weiter. Nach und nach kehren die Stelzenläufer an die seichte Stelle zurück.

Über mir kreisen Möwen. Die Finger meiner linken Hand zucken bei den Lauten der Vögel. Wollen sich positionieren auf einem imaginären Griffbrett zum Nachspielen der Töne und Lautfolgen, früher einmal habe ich die Melodien der Singvögel in Marias Garten auf meiner Gambe hörbar gemacht.

Bei Vater habe ich mich nicht verabschiedet. Ich bin sicher, dass er meinen Rückzug nicht gutheißt, ein Tag ohne Üben

bedeutet ein Zurückfallen um eine Woche. Wie oft hat er das früher gesagt, wenn ich krank war oder Kranksein vorgetäuscht habe, um nicht üben zu müssen. Möglich, dass Vater vermutet, die Schmerzen in meiner linken Hand wären nur eine Erfindung, denn auf den Röntgenbildern ist nichts Auffälliges zu erkennen gewesen und auch die Laboruntersuchungen haben keinen Hinweis auf eine Erkrankung gebracht.

Die Stelzenläufer sind fortgeflogen. Ich drehe das Fernglas schräg nach oben und beobachte die Möwen. Erinnerungen an den Film *Jonathan Livingston Seagull* und an die Stimme von Neil Diamond. Als Jugendlicher wollte ich nicht zugeben, wie sehr mich seine Lieder berührten. Marias Tochter Livia besaß eine Musikkassette mit der Filmmusik und spielte sie wieder und wieder. Auf der Umhüllung hockt der Sänger am Meeresstrand vor dem Oval der untergehenden Sonne, links oben ist eine Möwe im Sturzflug zu sehen. Den Film hatten wir einmal zusammen angeschaut, Livia und ich, bei einer Retrospektive.

Als Matteo mich hierhergebracht hat, war der Himmel über uns blau und nur zum Horizont hin dunstig. Meerseitig haben sich mittlerweile Quellwolken gebildet. An der Unterseite sind sie flach, als würden sie auf einer Glasplatte aufliegen. Von irgendwoher kommt auf einmal Glockengeläut.

Ich verspüre Hunger und gehe ins Haus. Mein Reiseproviant reicht noch fürs Abendessen. Den Gasherd werde ich erst morgen benützen. Der Anblick der Gasflasche unter dem Kochfeld hat mich beunruhigt, Brände und Explosionen kamen mir in den Sinn. Ich schaue aufs Handy. Der Akkustand beträgt nur mehr elf Prozent. Es wird Zeit für eine letzte Nachricht. Mit Jausendose, Mineralwasser

und Handy gehe ich wieder hinaus und lasse mich auf dem Bootssteg nieder. Meine Beine baumeln nach unten, berühren aber das Wasser nicht.

Die Brote sind schnell aufgegessen. Nun tippe ich wenige Worte, zusammen mit der Adresse, an die Briefe geschickt werden können, falls sich jemand dazu entschließt – c/o Matteo Zanetti. So habe ich es mit Matteo vereinbart, ihn damit auch zu meinem Briefträger gemacht. Nach dem Senden der Nachricht an all meine Kontakte schalte ich den Internetempfang aus, damit mich das Echo auf meine Worte nicht mehr erreicht. Für einige wird meine Nachricht eine Überraschung sein. Um den Akku zu leeren, tippe ich auf das Blitzlichtsymbol und mache ein Video von den sanften Wellen unter mir, die kommen vom Wind oder vom Ausflugsschiff, das in einiger Entfernung vorbeigefahren ist. Ich bin erleichtert, als sich am Display gar nichts mehr rührt, zugleich ist da aber auch ein Gefühl von Beklemmung.

Dort, wo früher die Stelzenläufer an Land gegangen sind, ist jetzt nichts anderes mehr als Wasser zu sehen. Viele der kleinen Inseln mit Salzwiesen erscheinen nur bei Ebbe und verschwinden dann wieder, hat Matteo gesagt. Ich schaue nach links und nach rechts, auch andere Barene sind nicht mehr zu sehen. Land unter. Matteo erzählte mir, dass er auf einer der größeren Inseln hier seine Kindheit verbracht habe. Dort wohne heute niemand mehr. Die alten Behausungen der Fischer seien verwaist, mit wenigen Ausnahmen. Auf der Insel Anfora gebe es nun ein Restaurant für Fischspezialitäten und die renovierte Schule dort beherberge mittlerweile eine kleine Pension. Er selbst wohne schon seit Jahrzehnten in Grado, aber hin und wieder bleibe er über Nacht in der Schilfhütte eines Freundes hier in der Nähe.

Es ist Abend geworden. Ein fast runder Mond erhellt die Wolkenbänke am Himmel. Jetzt sind es gerippte Gebilde, die sich auf der Meeresoberfläche spiegeln. Feucht-kühl ist die Luft. Mich beginnt es zu frösteln. Da sind Geräusche, die aus der Dunkelheit hervortreten, jedes Knistern und Glucksen bekommt auf einmal großes Gewicht. Solange es hell war, habe ich nicht bemerkt, wie allein ich bin auf der Insel. Immer wieder schaue ich hinüber zu den Lichtern am Festland und jenen in Grado, das gibt mir Sicherheit, nicht verloren zu sein.

Ich gehe ins Haus und mache die Gaslampen an. Dann schließe ich Fenster und Läden. Setze mich in der Küche zum Tisch. Auch meine Zweifel nehmen da Platz. Ob ich es aushalten werde, allein auf der Insel. Nicht einmal Fotos kann ich mir mehr ansehen auf meinem Handy.

Ich stehe wieder auf. Hole ein Trinkglas aus der Kredenz. Fülle das Glas mit Wasser, schütte es aber gleich darauf in die Abwasch. Aus dem tiefen artesischen Brunnen hier komme bestes Trinkwasser zutage, hat Matteo gesagt. Ich kann das nicht glauben und nehme lieber eine Mineralwasserflasche aus der Kiste im Vorraum.

Dann heize ich den Badeofen ein.

Festlandschweiß, dieses Wort stammt von Dane, beim Duschen werde ich mir den von der Haut waschen.

Gleich nach dem Frühstück räume ich Rucksack und Trolley aus und lege meine wenigen Sachen fürs Erste einmal aufs Bett. Aus Koffern leben, auch davon mache ich jetzt Pause. Die leeren Gepäckstücke werde ich draußen im Nebengebäude verstauen. Als mir Matteo gestern alles rund um die Katzen erklärt hat, sind wir kurz dort gewesen.

Im Haus gibt es nur wenige Möbel. Im Schlafraum stehen zwei Betten, ein Schrank und ein Nachtkästchen. Im Vorraum ein Garderobeständer, eine Schuhablage und eine Kommode. In der Küche gibt es eine weiß lackierte Kredenz, ein Wandregal, einen großen Holztisch und drei Stühle mit gehäkelten Sitzpölstern.

An einem Nagel neben der Tür hängt ein aktueller Jahreskalender mit Fotos aus Friaul-Julisch-Venetien, über dem Türrahmen eine Uhr mit einem Gehäuse aus gebrannter Keramik. An der Wand über dem alten Sparherd eine Reihe von Koch- und Schöpflöffeln, der Größe nach angeordnet.

In der Kredenz habe ich reichlich Geschirr und Gläser vorgefunden, Kochtöpfe, Pfannen und ein Tongefäß mit ovalen Löchern. In aller Früh habe ich die Packungen mit Nudeln, Polenta, Reis, Bohnen, Haferflocken, Rosinen und Nüssen geöffnet, damit die leeren Einmachgläser aus der Kredenz gefüllt und sie auf das offene Küchenregal gestellt. Ein vertrauter Anblick für mich seit Kindertagen, sofort habe ich mich hier ein wenig zu Hause gefühlt.

Das Badezimmer samt WC wurde erst viel später eingebaut, ein Teil des Schlafraums dafür abgetrennt. Davor musste man hinaus ins Nebengebäude, um auf die Toilette zu gehen. Mit dem Badezimmer werde ich mich nicht anfreunden, mit diesen Fliesen in Brauntönen – längliche am Boden, quadratische an den Wänden. Das Waschbecken, das Bidet und die WC-Schüssel sind aus beiger Keramik,

wie auch die Ablage unter dem Spiegel. Vermutlich Siebziger- oder Achtzigerjahre. *Retro* und *Vintage* kommen mir in den Sinn, aber das hier finde ich hässlich. Eine Dusch- tasse oder einen Duschvorhang gibt es nicht, nur einen Duschkopf an der Wand und einen Ablauf zwischen den Bodenfliesen. Zum Zähneputzen gehe ich lieber in die Küche.

Das Nebengebäude ist ein Zweckbau mit Flachdach. Nur wenige Schritte vom Haus entfernt und abgetrennt durch eine Reihe von Büschen. Am Betonboden des überdachten Vorhauses sprießt Grün aus den Rissen. Links säulenartiges Mauerwerk, auf Kniehöhe der Sockel, dazwischen Aussparungen wie bei Arkaden, nur fehlen die Bögen. Auf dem Sockel stehen Blumentöpfe mit dickblättrigen Pflanzen, davor ein Kanister und eine Scheibtruhe. Rote Griffe, abblättrender Lack, Rost. Auch von den Mauern bröckelt der Putz, überall sind Risse zu sehen und Spuren von Kletterpflanzen. Ich würde das gerne fotografieren und die Fotos teilen – in meinem Freundeskreis gibt es mehrere Personen mit einem Faible für Lost Places.

Die doppelte Flügeltür am Eingang ist weit nach innen versetzt. Einer der beiden Flügel soll immer offen bleiben, damit die Katzen ein und aus gehen können. Der Besitzer der Insel wünscht, dass Stella und Chiara von Frühling bis Herbst auf der Insel leben, zur Abschreckung der Stare, die sich einmal hier niedergelassen haben. Tausende und Abertausende sollen es gewesen sein, *un catastrofo*, Vogelkot überall, der hätte als Dünger für mehrere Felder gereicht. Gegen einen Starenschwarm könnten die Katzen aber nichts ausrichten, meint Matteo, das sehe man doch drüben in Grado, wenn die lärmenden Vögel in den Bäumen nahe der Kirche Sant'Eufemia übernachten. Dann suchen die Katzen der Anwohner immer das Weite.

Ich trete ein und schaue mich um. Links steht ein raumhohes Regal mit unzähligen Blumentöpfen, Werkzeug für Haus und Garten, Dosen mit Nägeln und Schrauben, alles durcheinander. Überall Staub, nur der Platz mit dem Katzenfutter ist sauber. Ich schiebe die Stehleiter zur Seite und wische einen leeren Regalboden aus, dann lege ich meinen Rucksack und meinen Koffer hinein.

In einer Ecke des Raumes steht der Katzenkorb. Rechts neben dem Fenster ein Motormäher. Auf seinem Gehäuse lese ich den Namen einer deutschen Firma für Garten-geräte.

Das Fenster ist nach Süden gerichtet. Aus den Rahmen der beiden Flügel ist spröder Kitt ausgebrochen. Das Glas aber ist klar. Ich schaue durch die Scheiben der Fensterkreuze hinaus: ein achteiliges Bild aus Wasser, Himmel und Wolken.